

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 5 (1925-1926)
Heft: 5-6

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücher-Rundschau

Erziehung zum Staatsbürger und Soldaten.

Der Schweizerbürger. Von H. Huber, Zürich 2. 12. Auflage, im Verlag des Verfassers, 1925. 96 S.

Wie bekannt, sollen außer den turnerischen die pädagogischen Rekruteneprüfungen wieder aufgenommen werden, allerdings in anderer Form als früher. Sie werden zweifellos schon durch ihr Bestehen einen starken Ansporn dazu bilden, daß der junge Staatsbürger sich mit Geographie, Geschichte und den staatlichen Einrichtungen seines Vaterlandes näher befassen muß, als er es vielleicht sonst täte. Darin scheint mir der Hauptwert dieser so oft angefeindeten pädagogischen Prüfungen zu liegen. Wie für den Bürger einer Demokratie die Kenntnis seines Staates unerlässlich ist, besonders in einer Zeit zu dem, wo der Sport die Jugend mehr als je begeistert, braucht wohl nicht näher dargelegt zu werden. — Im übrigen wird es von der Persönlichkeit des Examinatoren abhängen, ob er die Prüfung so zu gestalten vermag, daß sie eine Übersicht über das Denkvermögen und die Urteilskraft in Heimatkunde des angehenden Bürgers gestattet. Sie kann aber nur der Abschluß eines staatsbürgerlichen Unterrichtes sein, den die Schule im Laufe der Jahre zu bieten hat. Da wird vor allem die Liebe zur Heimat, das Verständnis für die eigenen staatlichen Institutionen geweckt und gefördert werden müssen. Dieser Aufgabe ist aber nur der Lehrer gewachsen, der nicht nur verstandesmäßig sein Land schätzt, sondern mit Leib und Seele für seinen Weiterbestand eintritt. Daß ein Kommunist solchen Unterricht geben könnte, ist somit ausgeschlossen. Bis heute aber läßt ihn der Staat, sein Arbeitgeber, frei gewähren; — eine wohl zu weit getriebene Toleranz, daß der Arbeitgeber den anstellt und wirken läßt, der mit allen Mitteln seine Vernichtung anstrebt. — Die Prüfung am Ende des Unterrichtes im weitesten Sinne kann nur die Resultate feststellen, kann nicht mehr weiterbilden. Notwendigerweise muß sie dabei auf gewisse tatsächliche Kenntnisse abstellen, da sie das notwendige Gerippe bilden. Diese Kenntnisse dem Lernenden in knapper und klarer, sowie einfacher, leicht verständlicher Weise zu vermitteln, setzte Huber sich als Ziel. Man wird ihm das Zeugnis ausstellen dürfen, daß er im allgemeinen das gestellte Ziel erreicht hat. Er hat die große Klippe, die Innehaltung des richtigen geistigen Niveaus, gut umschifft. Er bietet Vielen, nicht nur Einigen etwas. Geographische Ausführungen, in die sich natürlich auch volkswirtschaftliche reihen, bilden den ersten Teil. Hierauf erfolgt ein Abriß der Geschichte, in dem die einzelnen Episoden geschickt ausgewählt sind. Die Darstellung ist lebhaft und fließend. Großes Gewicht ist auf die Ereignisse und Entwicklungen in den letzten hundert Jahren gelegt, mit Recht. Kleine Irrtümer, wie z. B. den Satz, daß die Fürsten Europas am Wiener Kongreß der Schweiz die Neutralität zugesichert, d. h. doch garantiert hätten, während sie sie lediglich, als im Interesse ganz Europas liegend, anerkannten (was rechtlich ein großer und bedeutungsvoller Unterschied ist!), wird der Verfasser in einer späteren Auflage hoffentlich richtigstellen. — Den dritten und wichtigsten Teil bildet die Gesetzes- und Verfassungskunde, die nicht trocken geschrieben ist. Ausgehend von Familie und Verein, steigt der Verfasser zur Darstellung von Gemeinde, Kanton und Bundesstaat auf. Die kurzen Fragen je am Schlusse kleiner Abschnitte erhärten das Gelesene. — Da die Schrift nicht nur als Leitfaden für Lehrende, sondern auch zum Selbststudium der Lernenden verwendet werden soll, wären da und dort erläuternde Erklärungen zu wünschen, so z. B. was relatives und absolutes Mehr heißt. Bei den Bevölkerungszahlen wäre ein Hinweis auf die Überfremdung und ihre Abhilfe sicher angebracht. — Huber will vor allem das Pflicht- und Rechtsgefühl des jungen Bürgers heben; man merkt durch die ganze Schrift hindurch sein Bestreben, auf das Einigende

im Staate zu wirken, das Trennende möglichst zu beseitigen — eine Tendenz, die heute mehr denn je begrüßt werden muß.

Die gemachten Angaben entsprechen mit wenigen Ausnahmen (neue Truppenordnung, zeitliche Erfordernisse für die Bewerbung um das Schweizerbürgerrecht, Kompetenz des Bundesgerichtes als Appellationsinstanz in Zivilstreitigkeiten) dem geltenden Recht.

Huber steht fest auf dem Boden von Verfassung und Gesetz. In gewissen innen- und außenpolitischen Fragen ist er aber ein großer — mir zu großer — Optimist. So, wenn er meint, das eidgenössische Strafgesetzbuch könne nächstens dem Volke zur Abstimmung vorgelegt werden. Hätte Huber doch Recht!

Oder wenn er schreibt: „Trotz aller noch bestehenden Schwierigkeiten und Hindernisse wird der vom Volke langersehnte, allgemeine Weltfriede, von dem unsere Dichter und Idealisten schon längst träumten und sangen, wohl nicht mehr lange ein frommer Wunsch bleiben, sondern, wenn nicht alle Zeichen trügen, in absehbarer Zeit doch zur Tatsache werden. — ... Völkerbund!“ Ob nicht eben doch gewisse Anzeichen trügen?

In einem Punkte aber ist die Mehrheit unseres Volkes sicher einsichtiger, verständiger als Huber, wenn es die Aufgabe der Armee richtig würdigt und die ihr dazu notwendigen finanziellen Mittel gewährt, weil es eben in der Armee seinen Schutz sieht, die ihm die staatliche Unabhängigkeit und Freiheit bewahrt. Wenn auch die Opfer große sind — aber eben für eine große Sache —, so wird doch in Zukunft das Volk sie bringen und nicht sie „dem Militär- und Kriegsmoloch“ verweigern. (Huber verwendet leider diese Ausdrücke, die beliebte Schlagwörter der antimilitaristischen Presse sind und füglich in einer Schrift wie der vorliegenden, die auf rotem Umschlag das Schweizerkreuz trägt, weggelassen werden dürfen.) Die ganze Darstellung des Heerwesens ist — weitaus der am wenigsten geratene Teil der Arbeit Hubers — außerordentlich knapp und ohne Liebe geschrieben. Kein Wort vom Wert der Armee, dagegen die falsche Behauptung, daß wir „leider noch in die traurige Notwendigkeit versetzt sind, hauptsächlich (sic) zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung im Innern des Landes Militär zu unterhalten.“ — Man würde darnach meinen, wir lebten in einem höchst unzivilisierten Staate, wo auch in normalen Zeiten nur durch Waffengewalt die Ruhe einigermaßen aufrecht zu erhalten sei! — Die primäre, weitaus überwiegende Aufgabe unserer Armee ist denn doch die Landesverteidigung, die Wahrung staatlicher Unabhängigkeit! — Mit keinem Wort ist die Geschichte der Armee, vor allem z. B. ihre Entwicklung in den letzten hundert Jahren, gewürdigt — entschieden ein großer Mangel in dieser Schrift. Gewiß wird dem jungen Bürger in seiner ersten soldatischen Ausbildungszzeit Aufgabe und Zweck der Armee erläutert. Aber auch der Nicht-diensttaugliche sollte sich hierüber belehren können; die Möglichkeit hiezu gibt ihm Hubers Schrift leider nicht. Den Abschluß der Verfassungskunde bilden Ausführungen über zentralistische und föderalistische Auffassungen in unserem Volk, sowie die Nennung einiger internationaler Konventionen.

Dass Huber den Völkerbund lediglich mit dem Namen erwähnt, wird ihm kaum als Unterlassungssünde angerechnet werden können. Der junge Bürger soll zuerst einmal sich im eigenen Haus auskennen, dann mag er seinen Fuß auf den Boden hoher Politik setzen. Das ist vernünftiger, als wenn er sich zuerst mit zwischenstaatlichen Einrichtungen abgibt, deren Wertung heute noch eine höchst verschiedene ist. Zudem wird ja gerade die Schweiz so oft als Völkerbund im Kleinen geprispen...

Was der Huber'schen Schrift mangelt, das ersfüllt umso besser das kleine Heftchen des Kreisinstruktors der 1. Division, Oberst Schibler: „**La mission de l'armée suisse**“. **Causeries à nos soldats**. Lausanne 1925. Während man früher in den Theoriestunden den Rekruten nur das Äußere der Armee (Einteilung usw.) zu vermitteln suchte, strebt man heute darnach, ihre Bedeutung, Zweck und Aufgabe dem jungen Soldaten vor allem klar zu machen. „Que peut le soldat le plus parfaitement instruit si le coeur n'y est pas?“ Das kleine Heftchen mit

seinen 32 Seiten trägt mit mindestens so viel Berechtigung das rote Kleid mit dem weißen Kreuz auf der Brust, wie die oben erwähnte Schrift Hubers. Mit der Eleganz der französischen Sprache greift es so recht ans Gemüt, das Herz des Lesenden. Ein Patriot im besten Sinne des Wortes, ein ganzer Mann und Eidgenosse hat die Feder geführt. Oberst Schibler zeigt mit seinen klaren Plaudereien, wie hoch er die moralische Erziehung des Soldaten einschätzt. Nicht immer war diese Erkenntnis in unserer Armee vorhanden. Gerade der Krieg mit seiner ungeheuren Entwicklung der Technik bewirkte, daß diese Grundwahrheit zeitweise unbeachtet blieb. Jetzt dreht das Segel wieder. — Und wie beginnt der Verfasser? Mit einer Darstellung der Neutralität und ihres Wertes. Es ist erfreulich, daß die alte Staatsmaxime von so hoher, einflußreicher Werte im welschen Land die richtige Beurteilung erfährt. Es beweist dieser Umstand aufs neue — wenn es eines solchen Beweises noch bedürfte —, daß der Welsche ebenso wie der Deutschschweizer in der Uniform in erster Linie Schweizer ist. — Gut begründet Schibler die Existenzberechtigung der Armee — in einer Weise, die für den verfolgten Zweck mehr als genügt. Mit hohem philosophischem Maßstab gemessen, wäre da und dort noch tiefer zu begründen. Aber es wird doch niemand behaupten wollen, daß man damit dann das Verständnis beim einfachen Rekruten erleichtere! — Die Lehren der Geschichte läßt der Verfasser deutlich sprechen; sie haben, auch wenn die Verhältnisse damals andere waren wie heute, ihre grundfäßliche Richtigkeit. — Vorzüglich scheinen mir diese historischen Ausführungen, die bei 1789 beginnen, gelungen. Prägnanter ließe sich dieser Zeitraum wohl kaum auf so wenig Raum darstellen. Die ganze Schilderung bleibt ruhig, begeistert und überzeugt in ihrer Schlichtheit. Wie objektiv Schibler auch in der Wertung heutiger Zeiten und ihrer Männer ist, zeigen seine Sätze über General Wille: „Durant toute sa vie, consacrée en entier à notre armée, il travailla avec une énergie et une endurance inlassables à son développement constant, à sa réorganisation, luttant contre le laisser-aller et le dilettantisme. Il sut mieux que qui-conque, lui inculquer un esprit militaire et si aujourd’hui notre armée est parvenue à un degré réjouissant de préparation, une grande part du mérite en revient au général Wille.“ Bis zu und nach 1914 führt der Verfasser in seinem historischen Überblick, betrachtet dann die Möglichkeit eines Angriffes, bei dem wir Ziel, nicht nur Durchmarschland, wären und erwähnt als Beispiele die Affaire von Louis Napoléon und den Neuenburgerhandel in kurzen Strichen — und schließt: Tenir ferme quand on a le bon droit de son côté, c'est augmenter le crédit dont un peuple jouit — eine Wahrheit, die man auch heute noch proklamieren darf. Ein weiteres Kapitel behandelt die Frage der Schiedsgerichte und des Völkerbundes. Auch hier wieder die objektive Einstellung des Verfassers, der die Fortschritte gegenüber früher voll anerkennt, aber vor Überschätzung warnt. Es hieße den Ausführungen Schiblers Abbruch tun, wollte man aus diesen nur einige Sätze herausgreifen. Mit wie viel Takt spricht der Offizier über die heikle Aufgabe der Armee bei innern Unruhen, wo er auch auf die Novembertage 1918 zu sprechen kommt. Ja, er scheut sich nicht, von der Verwendung der Truppen beim Streikdienst zu reden; es geschieht in einer Weise, daß jeder Bürger jedes seiner Worte unterschreibt dürfte. Dabei vermeidet es Schibler, als Militär sich in politische Diskussion einzulassen. — Ebenso gute Kapitel über Disziplin, Kameradschaft, Korpsgeist u. s. w. folgen.

Das gleiche Thema wie der welsche Instruktionsoffizier hat sich der, 1923 leider in den Bergen verunglückte, Infanterieleutnant Edgar Fleischmann in seinem „Theoretischen Unterricht an Soldaten“, Verlag Grethlein & Co., Zürich 1925, gewählt, aber anders behandelt. Seine Schrift eröffnet die Schweizerische Militärbücherei, die — von Hauptmann i. G. Wacker herausgegeben und vom Generalstabschef empfohlen — im Laufe der Zeit durch ihre Publikationen folgende Ziele erreichen möchte: Förderung und Konzentration der einheimischen Militärliteratur, Vorbereitung der Unteroffiziere und Offiziere auf ihre dienstliche Tätigkeit, Vermittlung von Taktik, Technik und soldatischem

Denken, wie sie in unserer Armee vorhanden sind oder sein sollen, an den Wehrmann, das Volk.

Um des letzteren Zweckes willen besonders sei auch an dieser Stelle auf die Sammlung hingewiesen (außer dem genannten Heft sind noch erschienen: Major Müllh: „Neues Militärturmen für die schweizerische Armee“; Hauptmann Däniker: „Die militärische Geländeskizze“). — Denn es ist notwendig, daß auch der nichtdienstpflichtige Bürger sich mit dem Wesen der Armee vertraut mache, will er ihre Bedürfnisse, die meist in Form von Kreditbegehren am eindrücklichsten an ihn resp. die Volksvertretung herantreten, richtig würdigen. Aber die vorliegende, fein durchdachte, objektiv gehaltene Arbeit geht auch weit über den Rahmen einer rein fachmilitärischen Schrift hinaus. In außerordentlich klarer, tiefer Art behandelt sie das Problem von Staat und Heer und Volk, stellt kurz das äußere Wesen des Heeres und seine Aufgaben dar, um dann dem Soldaten, seinen geistigen, moralischen Eigenschaften die Hauptaufmerksamkeit zu schenken. Dabei ging der Verfasser überall auf die großen Grundlinien zurück, die er durch geschickt eingeflochtene Beispiele praktisch erhärtet. Man sieht der Arbeit schon auf den ersten Seiten den Juristen an, ohne daß aber durch ihn der Offizier übertüncht würde. Das Staatsrechtliche wird nur, soweit unbedingt notwendig, herangezogen, der militärische Zweck der Arbeit bleibt stets im Vordergrund. Wenn den jungen Rekruten im Sinne Fleischmanns Schrift das Wesen der Armee und des einzelnen Soldaten instruiert wird und sie darnach erzogen, dann darf der Bürger mit seinem Milizheer zufrieden sein; es wird seine Aufgabe auch in schwerster Zeit erfüllen. Bricht bei Schibler mehr das welsche Temperament durch und begeistert, so wirkt Fleischmann durch die ruhige Sachlichkeit, ohne im geringsten etwa langweilig zu werden. Wenn Schibler u. a. mit historischen Beispielen zur Begründung der Existenzberechtigung der Armee arbeitet, so erklärt Fleischmann sie aus dem Wesen des Staates, unseres Staates heraus. So ergänzen die beiden, gleichzeitig erschienenen Schriften, sich wechselseitig. Man möchte keine missen. Sicher füllt die Schweizerische Militärbücherei eine bisher deutlich empfundene Lücke aus. Schade nur, daß vielleicht der recht hohe Preis — ein Produkt der gebiegenen, haltbaren Ausstattung, — die weite Verbreitung der Hefte einigermaßen behindert. Für wichtige militärische Fragen werden wir immer wieder uns bei den kriegsführenden Armeen erkundigen müssen, da uns die praktische Erfahrung des Ernstfalles mangelt. Aber für den militärischen Laien ist solches Studium nicht nur mit Zeitverlust und Kosten verbunden, sondern es birgt — sofern der Leser ausländischer Militärliteratur nicht kritisch vorgeht — auch große Gefahren in sich. Denn nichts ist verderblicher, als wenn wir blindlings fremde Anschauungen, sei es auf dem Gebiete der Taktik, der Technik oder der Militärpädagogik, als maßgebend übernehmen und bei uns einführen wollten. — Vor dieser Gefahr bewahren die genannten Hefte. Es entsteht aber auch keine Diskrepanz zwischen den reglementarischen Vorschriften und ihnen; daß eine solche ebenfalls zwischen den maßgebenden Auffassungen der Armeeleitung und ihnen nicht entstehen kann, dafür übernimmt der Herausgeber ausdrücklich die Verantwortung. Die Schweizerische Militärbücherei wird also nicht nur der außerdienstlichen Weiterbildung von Unteroffizier und Offizier, die so notwendig ist, wollen wir nicht arge Dilettanten bleiben, dienen, sondern sie wird vor allem auch Armee und Volk, die eines sein sollen in der Demokratie, fester miteinander verkitten.

Peter Hirzel.

Friedrich der Große und die Schweiz.

(Eduard Ziehen: S. Häffel - Verlag, Leipzig 1924.)

Es ist das 38. Bändchen, Oktav, 106 Seiten stark, der verdienstlichen Sammlung: Die Schweiz im deutschen Geistesleben, eine Sammlung von Darstellungen und Texten, herausgegeben von Harry Mahn, Bern.

Das Büchlein zeigt, daß zwischen König Friedrich II. (1740—1786) und der Schweiz des 18. Jahrhunderts mehr Beziehungen bestanden, als man heute glaubt. Treitschke hat die Schweiz den republikanischen Pol des deutschen Lebens genannt. Und auch in unserm Schweizervolk besteht aus ur-alter Tradition, bei Vielen halb unbewußt, der Glaube, daß in der Schweiz das altfreie deutsche Bauerntum, das bei Tacitus ersichtlich ist, im Kern sich erhalten hat. Darum spürt noch heute der Schweizer Schüler die Ohren, wenn er vernimmt von den Freiheitskämpfen der Stedinger und der Ditmarschen, welche nicht weniger todesmutig waren als die alten Schweizer, aber auf die Länge gegen die Panzerreiterei des „bauernlegenden“ Adels und der Fürsten nicht standhalten konnten. Auch ist der Schweizer geneigt, den deutschen Bauernkrieg von 1525 und dessen furchtbar blutige, barbarische Unterdrückung, wie auch den dreißigjährigen Krieg als eine nationale Tragödie des Deutschtums, ja als eine Art Selbstmord zu betrachten.

Das stramm monarchische Preußen, außerhalb der Reichsgrenzen im Nordosten wie die Schweiz im Südwesten, bildete den monarchischen Gegenspol. Daß aber der autokratische Monarch Friedrich II., wie Ziehens Büchlein zeigt, in seiner Hohenzollernhaut beinahe so etwas wie ein Republikaner war, das bildet eben die Überraschung! Freilich war der Selbstherrlicher Preußen-Brandenburgs auch konstitutioneller Fürst von Neuenburg, und dieses gehörte schon seit vier Jahrhunderten zur Eidgenossenschaft. Wie der Verfasser ausführt, soll es im 18. Jahrhundert schon so etwas wie eine „Schweizerbegeisterung“ gegeben haben, und die „Schweizerfreiheit“ hatte einen bessern Ruf in der Welt, als sie ihn in der Nähe besaßen verdiente. Die früheren Siege der Schweizer hatten bei den Völkern eine gewisse Sympathie geweckt. Im 18. Jahrhundert hatten die halb historischen, halb sagenhaften Erzählungen des Aegidius Tschudi über den Ursprung des Schweizerbundes bereits Europa durchzogen. Nicht zu vergessen sind die damaligen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zustände in Deutschland, die materielle und geistige Bereitstellung der Bauern und zum Teil auch der Bürger, die mangelnde Rechtssicherheit (vergl. Schillers Kabale und Liebe), die fast gänzliche Vertrampelung des deutschen Nationalgefühls. Zwar auch die Schweiz hatte dem kulturellen Glanz des Sonnenhofs, der französischen Übermacht in Sprache und Literatur, in Mode, Kunst und Sitte nur unvollkommen standgehalten. Aber sie war durch keinen Krieg verheert, Bauern und Bürger waren in einem gewissen bescheidenen Wohlstand; es gab ein heimisches Kunstgewerbe; es gab keine Korruption der Gerichte und der Verwaltung, keine narrenhaft verschwenderische und sittlich anstößige Wirtschaft an kleinen Höfen.

Friedrich hat die Schweiz nie gesehen und sein Fürstentum Neuenburg nie besucht. Der Sinn für die landschaftliche Schönheit der Alpen war noch nicht erschlossen; Albrecht Haller durch sein deutsches Gedicht „Die Alpen“ hat heute vor 200 Jahren unserm Fremdenverkehr, ohne es zu wissen, erst gearbeitet. Goethe ist erst gegen das Ende des Jahrhunderts der erste quasi systematische Besucher der Schweiz gewesen. Auf drollige Weise ist Friedrich schon als Kronprinz in Beziehung zur Schweiz getreten, was besonders in Luzern interessieren wird. Der Käufer und Leser möge selber suchen, warum und wieso. In der Zeit der schlesischen Kriege und des österreichischen Erbfolgekrieges weckten die Siege Friedrichs in der protestantischen Schweiz helle Begeisterung. Der Berner Samuel Henzi besang die Siege Friedrichs in drei französischen Oden und erntete die Anerkennung Friedrichs. Der Berner Robert Scipio v. Lentulus, geboren 1714 in Wien, hatte sich geweigert, als österreichischer Offizier die Kapitulation von Prag zu unterzeichnen. Als Reformierter in der Beförderung gehemmt, trat er 1746 ins preußische Heer und heiratete 1748 eine Grafentochter v. Schwerin. Bei der Hochzeit stiftete der König der jungen Braut einen mächtigen Schweizerläse, getragen von 13 „Eidgenossen“, mit einem — natürlich französischen — Widmungsgedicht, das der Leser im zweiten Teil des Buches selber „goutieren“ mag. Hier sei beifügt, daß die „Aufklärung“ in fürstlichen Kreisen erst nach der Mitte des

Jahrhunderts, in Österreich mit Joseph II. zum Siege gelangte. Bis zur Vertreibung der protestantischen Salzburger und noch lange nachher herrschte Intoleranz und Beichtwäterpolitik. 1746 verfaßte Friedrich eine kurze „Histoire de mon temps“, welche er 1772 umarbeitete. Die auf die Schweiz bezüglichen Stellen sind im Buche abgedruckt.

Im Jahre 1746 wurde die Berliner Akademie erneuert (Seite 21 und ff.) und in dieselbe u. a. die Schweizer Euler (Vater), Beguelin, Joh. Georg Sulzer, J. B. Merian, Henri de Catt und andere berufen. Alle Versuche, den Göttinger Professor Albrecht Haller, den berühmten Moralisten, Philosophen, Arzt und Botaniker, den Begründer der physiologischen Wissenschaft, in die Akademie zu berufen, schlugen fehl. „Wie sollte ich es aushalten neben Voltaire, La Mettrie, d'Argens und d'Alembert?“ hatte Haller auf mündliche Anfragen geantwortet. Diese hätten doch Alles bewußt, was Haller heilig war. Für Halls Dichtung „Die Alpen“ hätte der König übrigens keinen Groschen gegeben. Deutsche Verse, eine Literatur in barbarischer Sprache? So etwas gab es im geistigen Horizonte des „großen“ Friedrich nicht. So hat er auch den Zürcher Christopher Heinrich Müller, der seinen Zeitgenossen etwa um anderthalb Jahrhunderte voraus war und deswegen aus Zürich fliehen mußte, trotz oder wegen seiner Erschließung der mittelhochdeutschen Literatur, nicht in die Akademie berufen. Hätte Johannes Müller von Schaffhausen, der bedeutende Geschichtsschreiber und große deutsche Stilist, seine berühmte „Schweizergeschichte“ französisch geschrieben, so wäre dieser Mann, der mit Haller zu den größten des Jahrhunderts zählt, auch in die Akademie aufgenommen worden, statt daß er erst 1788 in sie eintrat.

Auf den Abschnitt „Der Held des siebenjährigen Krieges und die Schweiz“ können wir Raumes halber nicht eintreten. Ebenso wenig auf den reizvollen Abschnitt, wo unser Genfer Prophet Jean Jacques, welcher, von der Bieler Insel schonend vertrieben, im Traverstale in armenischer Tracht Heuschrecken und wilden Honig aß und mitten in den Stürmen des siebenjährigen Krieges in den Gesichtskreis des Königs trat. Rousseau ist gegen den Willen des Königs und des Statthalters v. Keith durch orthodox protestantische Glaubensängste aus dem Neuenburger Jura vertrieben worden. Nach der Schlacht bei Roßbach wäre Friedrich selbst in der katholischen Schweiz beinahe zum Abgott des Volkes geworden; die Schweiz erblickte im Fürsten von Neuenburg beinahe eine Art Beschützer und nicht ganz ohne Grund! Denn der „aufgeklärte“ Kaiser Joseph II. betrieb für uns gefährliche österreichische Hauptpolitik. An der ersten Teilung Polens beteiligte sich leider auch Friedrich, der die Russen nicht bis nach Danzig und Thorn kommen lassen wollte. Bereits sprach man auch von einer Teilung der Schweiz, und der Besuch Josephs II. in Bern bei Haller war keineswegs ein beruhigendes Symptom. Die größte Gefahr ging zwar 1779 vorüber.

Wie gerne möchten wir noch eingehen auf J. Müller, der auf Betreiben des Franzosen d'Alembert zum König geladen, aber nicht in die Akademie berufen wurde, weil er diesem zu viel von Deutschtum geredet haben mag! Über die drei Schriften Johannes Müllers betreffend den Friderizianischen „Fürstenbund“ mag sich der Leser bei Ziehen selbst informieren. Wertvoll war dem Schreiber dies die selbstgewonnene Erkenntnis, daß J. Müller auch nach der Schlacht bei Jena und nach dem Frieden von Tilsit nicht als charakterloser Schmeichler Napoleons zu bewerten ist. Wer dies nicht glaubt, der lese in unserm Büchlein die Gedenkrede Johannes Müllers auf Friedrich den Großen vor versammelter Akademie 1807 in Berlin und beherzige dessen Tätigkeit in Kassel am „westphälischen“ Hofe für deutsche Wissenschaft und Geistesbildung.

Diejenigen, welche 1806 vor dem Korsen in der Panik durchgebrannt waren und zahlreiche feste Plätze kampflos übergeben hatten, fielen 1807 über Müller her, weil er vor der Akademie die Lobrede auf den großen König in französischer Sprache und in durchaus taktvoller Weise gehalten hatte. Historisch interessant, daß diese Nörgelei erst nach der Niederlage von Jena erwachte

und daß Müller nicht viel früher in die Akademie berufen worden war, weil er als Historiker und Gelehrter für deutsch gesinnt galt und noch heute als ein klassischer deutscher Prosaiker angesprochen werden muß.

Für Johannes Müller war Friedrich ein Zwangsherr zur Freiheit, ein Wegbereiter für das, was er eine großdeutsche Eidgenossenschaft nannte, trotz seiner undeutschen Erziehung war ihm Friedrich ein Großer der Weltgeschichte.

Die Inschrift auf dem Grabmal des Generals v. Lentulus auf dem Lentulushügel in Bern heißt nach früherer Erinnerung: „Robert Scipio v. Lentulus, Freund Friedrich des Großen“. Ob dieser Ausweis ein genügender sei für jene Welt, bleibe dahingestellt. Ob er auf seinem Gute begraben werden wollte, oder ob diese unchristliche Inschrift auf dem öffentlichen Friedhof nicht für statthaft galt? Das Grabmal steht auf dem Gute Monrepos, hart an der Grenze der Anstalt für schwachsinnige Mädchen „Weißenheim“. Der Lentulushügel gewährt Fernsicht auf die Alpen. Er ist heute auf drei Seiten umgeben von neuen Stadtquartieren Berns und die Friedenskirche blickt auf das Grab des Generals herüber. Am Nordostfuß des Hügels zieht sich die Lentulusstraße zur Friedenskirche hin... Tempora mutantur.

Christian Gerber.

Um das Rheinland.

Friedrich Mez: Die Oberrheinlande. Breslau, Hirt 1925.

1000 Jahre deutscher Geschichte und deutscher Kultur am Rhein. Hg. von Alois Schulte. Düsseldorf, L. Schwann 1925.

Paul Wenzle: Rheinkampf. Bd. I: 1000 Jahre deutscher Schicksalsgemeinschaft. Bd. II: Im Kampf um Rhein und Ruhr 1919—24. Berlin, Bowinkel 1925.

— 1000 Jahre Rheinland im Reich. Berlin, Bowinkel 1925.

Der westdeutsche Volksboden. Aufsätze zu den Fragen des Westens, hg. von Wilhelm Volz. Breslau, Hirt 1925.

Frankreich und der Rhein. Frankfurt a. M., Englert & Schlosser 1925.

Elsaß-Lothringisches Jahrbuch. 4. Bd. Berlin, Walter de Gruyter 1925.

Walter Springer: Lösungsbestrebungen am Rhein (1918—24). Berlin, Franz Bahnen 1924.

Walter Kamper: Die Rheinlandskrise des Herbstes 1923. Frankfurt a. M., Societätsdruckerei 1925.

Die Pfalz unter französischer Besatzung 1918—24. München, Süddeutsche Monatshefte 1925.

Rheinische Schicksalsfragen. Berlin, Reimar Hobbing 1925.

H. 1: Solemacher: Die abgetretenen und besetzten Gebiete im deutschen Westen. Tatsachen und Zahlen.

H. 3: Linnebach: Deutsche und französische Okkupationsmethoden 1870/71 und 1920/?.

H. 4: Zittbogen: Die französischen Schulen im Saargebiet.

H. 5/6: Pechel: Französische Rheinpolitik in amerikanischer Beleuchtung.

Die Ereignisse der letzten Jahre haben auf das deutsche Volk mit gewaltiger Wucht eingewirkt. Wir neutrale Außenseiter können uns heute davon kaum einen richtigen Begriff machen, wie sehr vor allem die Erfahrungen der „Friedenszeit“ seit 1918 das ganze Denken und Fühlen jenseits des Rheins umgewandelt haben. Eindrücklich ist jedem Einzelnen vor Augen geführt worden, wie sehr sein eigenes Wohl mit dem des ganzen Volkes zusammenhängt. Aus diesen Erfahrungen sind vielfach die Folgerungen gezogen worden. So sehen wir heute ungeahnte, früher brach liegende oder ganz anders verwendete Kräfte sich um das Volksganze bemühen, eine Erscheinung, die bei uns viel zu wenig gewürdigt wird. Ein Schulbeispiel für die innere Umwandlung ist die Umstellung in der Wissenschaft. Sehr wenige deutsche Historiker oder Geographen

haben sich vor 1914 zur Wahl ihres Arbeitsgebietes durch die politischen Erfordernisse der Nation veranlaßt gesehen. Der Geograph beschäftigte sich gerne mit den Verhältnissen auf den Südseeinseln, der Historiker mit gleichfalls möglichst weit entfernten Dingen. Das ist heute ganz anders geworden. Die Zahl der ernst zu nehmenden Arbeiten über die gegenwärtigen und vergangenen Verhältnisse der umkämpften deutschen Grenzgebiete z. B. wächst unaufhörlich. Die deutsche Wissenschaft hat sich mit dem gewohnten Eifer und der gewohnten Gründlichkeit und Sachlichkeit nun auch der Dinge angenommen, die für die Gegenwart und die Zukunft der Nation von ausschlaggebender Bedeutung sind. Durch diese Verknüpfung mit den Erfordernissen und den Nöten des Tages braucht das wissenschaftliche Streben um kein Haar breit weniger ernst und auch nicht weniger sachlich zu sein.

Besonders stark umkämpft ist heute der deutsche Westen. Die wissenschaftlichen Veröffentlichungen, die sich mit ihm befassen, nehmen demgemäß in sehr starkem Maße zu. Das hat allerdings den Nachteil, daß sie dem Leser und dem Besprecher beinahe über den Kopf wachsen. Ich habe hier aus den Neueingängen des letzten Vierteljahrs mehr als ein Dutzend Bücher zusammengestellt, von denen manches eine besondere, eingehende Würdigung verdienst würde. Ihre Fülle macht es heute nötig, sie in einer Sammelbesprechung vorzuführen. Auf diese Weise soll wenigstens die wesentliche Eigenart und das Bedeutungsvollste an ihnen hervorgehoben werden. Jedenfalls wird bei der eigenen Verknüpfung aller dieser Dinge mit unseren früheren und gegenwärtigen Schicksalen auch mancher Schweizer gerne zu ihnen greifen, er wird es nicht bereuen.

Am engsten mit schweizerischen Angelegenheiten verknüpft ist das neue Buch des Karlsruher Geographen Meß über die Oberrheinlande. Das Gebiet vom schweizerischen Jura bis zum Taunus — Baden und Hessen, die Pfalz und das Elsaß — umfaßt die Darstellung. In dem handlichen, vom Verlage sehr hübsch ausgestatteten Bande wird überzeugend nachgewiesen, wie enge dieses ganze Gebiet zusammengehört. Den Beziehungen der Schweiz zum Rhein und den oben genannten Ländern ist ein eigenes Kapitel mit vielen interessanten Bemerkungen gewidmet.

Verschiedene nach Umfang und Inhalt gewichtige Werke verdanken wir der rheinischen Jahrtausendfeier. An die Spitze stellen wir da das Buch des heute wohl bekanntesten deutschen katholischen Historikers Alois Schulte in Bonn. Es ist die eigentliche Festchrift der Rheinprovinz und schildert in umfassender, alle Äußerungen der Kultur und Politik heranziehender Weise deren Schicksale im nun zu Ende gegangenen Jahrtausend. Es ist bei dem Rufe Schultes und seiner Mitarbeiter vollständig überflüssig, noch ausdrücklich zu betonen, daß wir es hier mit keiner Tendenzschrift, sondern mit dem Ergebnis ernstester und sachlichster wissenschaftlicher Arbeit zu tun haben. Das Buch ist für die breite Masse der an der Geschichte der Heimat interessierten Bevölkerungskreise geschrieben. Es verzichtet deshalb auf das wissenschaftliche Beiwerk. Umso besser kommt die bekannte Darstellungskunst des Verfassers zur Wirkung. Bei der musterhaften Ausstattung und dem verhältnismäßig billigen Preise (12.— Mf.) ist es das Werk, das auch Fernerstehenden am ehesten zu einer Einführung in die rheinische Geschichte empfohlen werden kann.

Stärker mit den politischen Ereignissen der Gegenwart verknüpft ist die Arbeit des Düsseldorfer Archivdirektors Paul Wenck. Der Verfasser, lange in Elsaß-Lothringen tätig, hat sich schon früher viel mit der Geschichte des 19. Jahrhunderts beschäftigt, vor allem mit den Schicksalen des deutschen Liberalismus. Er ist auch in den politischen Kämpfen um das Rheinland seit der französischen Besetzung führend hervorgetreten; gerade er hat ja die Idee zur heutigen Jahrtausendfeier gegeben. In seinen beiden Bänden fühlt man denn auch überall die Leidenschaft der heutigen Zeit, die durch persönliches Erlebnis geschärzte Auffassung hindurch. Der erste Band gibt einen großzügigen Überblick über das Geschick des gesamten deutschen Rheinlandes im weitesten Sinne dieses Wortes bis zur Gegenwart. Die Betrachtungsweise

des Verfassers fesselt auch da, wo Bekanntes geschildert wird, immer aufs neue. Der Versuch, das Wort durch Karten und graphische Darstellungen in bisher ungewohntem Ausmaße zu verdeutlichen, ist im allgemeinen sehr gut gelungen und verdient Nachahmung. Der zweite Band bringt Aufsätze zur Geschichte der letzten sechs Jahre, wie sie im Laufe dieser Zeit entstanden sind. Sie geben einen unmittelbaren Eindruck in die täglichen Kämpfe dieser neuen „Franzosenzeit am Rhein“. Der politisch interessierte Leser wird aus beiden Bänden viele Unregung und Belehrung ziehen. Auch hier verdient die Ausstattung durch den äußerst rührigen Verlag alles Lob.

Nicht der Jahrtausendfeier, wohl aber doch dem Druck der letzten Jahre verdankt die Sammlung von Aufsätzen über das gesamte Gebiet deutsch-französischer Beziehungen das Entstehen, die der bekannte Geograph der Leipziger Universität, *G e h e i m r a t B o l z*, herausgegeben hat. An ihr haben eine Reihe der angesehensten deutschen Gelehrten mitgearbeitet. Sie ist besonders geeignet, eine Vorstellung von der Bedeutung des ganzen Problems zu geben. Gerade heute ist das zeitgemäß, wo man wieder allen Ernstes zu glauben scheint, mit ein paar wohl paraphrierten Verträgen alle Geschehnisse der letzten Jahre wieder gut machen und den ewigen Frieden zwischen den beiden Nachbarn herbeiführen zu können.

Einen ähnlichen Zweck in engerem Rahmen verfolgt die Sammlung von Vorträgen von Professoren der Frankfurter Universität, die unter dem Titel „*F r a n k r e i c h u n d d e r R h e i n*“ herausgekommen ist. Hier setzt man sich mit dem französischen Einflusse auf das rheinische Land in seinen verschiedensten Äußerungen auseinander, auf politischem und kulturellem Gebiete. Einer der gelungensten Beiträge scheint mir die Darstellung der Beziehungen der rheinischen Kunst zu Frankreich von Rudolf Kautzsch zu sein. Sie wird unterstützt durch eine ganze Anzahl großer, fein ausgewählter Bilder.

Neben diesen umfassenden Veröffentlichungen sind auch eine Reihe von Büchern erschienen, die sich mit Teilgebieten und Teilstücken aus diesem großen Komplexe der deutsch-französischen Beziehungen befassen. Hier ist zuerst auf den neuen, vierten Band des *E l s a ß - L o t h r i n g i s c h e n J a h r b u c h e s* zu verweisen. Sein Herausgeber, das Wissenschaftliche Institut der Elsaß-Lothringer im Reich, arbeitet sich immer mehr zu einem der bedeutendsten wissenschaftlichen Institute in Deutschland überhaupt heraus. Wir haben auf seine Veröffentlichungen, die in rascher Folge erscheinen, schon öfters hinzzuweisen gehabt. Ein Zeugnis für die Entwicklung dieser Arbeit bildet das stets größer werdende Jahrbuch. Von seinen die verschiedensten Gebiete und Zeiten berührenden Aufsätzen möchte ich den über die Kunst des Meher Doms und die erschöpfende Verzeichnung aller Elsaß-Lothringen berührenden Druckschriften des Jahres 1923 von Wilhelm Poewe hervorheben. Im Elsaß selbst erscheint heute zur elsässischen Geschichte nichts Gleichwertiges!

Der Rest der oben zusammengestellten Neuerscheinungen besaßt sich mit Einzelfragen aus dem erbitterten Kampfe der beiden Völker in jüngster Zeit. Jahr lang brachten uns die Zeitungen fast täglich Nachrichten aus dem besetzten Gebiet über diesen förmlichen Krieg mitten im Frieden. Heute sind die Ereignisse bei uns schon fast vergessen. Im Rheinland aber sind sie in lebendigster Erinnerung geblieben und ebenso im übrigen Deutschland. Noch ist auch die Befürchtung vor der Wiederkehr ähnlicher Zustände durchaus nicht verschwunden. Wer aber wissen will, was das bedeutet, der greife zu der zusammenfassenden Darstellung der *s e p a r a t i s t i s c h e n B e w e g u n g* von Frankreichs Gnaden im ganzen Rheinlande aus der Feder von Springer oder er lese die trocken und doch so anschauliche, kalenderartige Zusammenstellung von *a m t l i c h e r b a h r i s c h e r S t e l l e* über die *Le i d e n s j a h r e d e r P f a l z*. Man weiß dann, was heute noch zwischen den beiden Völkern steht und was es bis zu der heute so vielfach erwünschten Einigung noch zu überwinden und zu — vergessen gilt!

Einen Ausschnitt aus dem heute noch andauernden, mit allen Mitteln geführten Ringen um das Saargebiet gibt die Schilderung des dortigen fran-

zösischen Schulwesens durch Fittbogen. Dieses vom Völkerbund in schmähestlicher Art verwaltete Stück Deutschland bildet durch die zahllosen dort herrschenden Mißstände eine beständige offene Wunde mitten in Europa. Auch es ist ein schweres Hindernis für eine ehrliche deutsch-französische Verständigung. Für das völlige Versagen der „unparteiischen“ Völkerbundsverwaltung finden sich in dem kleinen Büchelchen Beweise in Hülle und Fülle. Wann wird es wohl hier einmal anders werden? Hektor Amman.

Geschichte, Politik, Romantik.

Unter dem Sammeltitel „Geschichte und Gegenwart“ hat Erich Marcks anfangs 1925 bei der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin-Leipzig fünf großangelegte Essays aus den Jahren 1922/1924 herausgegeben, wovon zwei in Deutschland selbst und drei vor deutschen Vereinigungen im Auslande vorgetragen worden sind.

Der Untertitel des vorzüglich ausgestatteten Bandes bezeichnet sie selbst als historisch-politische Reden. Dadurch mag er vielleicht das Vorurteil derjenigen herausfordern, die eine Verpolitierung der Geschichte und die Historisierung der Politik für sehr gewagt halten. Dieses Vorurteil mag im allgemeinen begründet sein, vor Erich Marcks aber muß es zurückweichen. Man wird dem ebenso gründlichen als feinsinnigen Bismarckbiographen zum vorne herein das Vertrauen entgegenbringen dürfen, daß er sich an dem Meisterwerk Bismarck'scher Staatskunst politisch hinreichend durchgeschult hat, um Politik und Geschichtswissenschaft sich gegenseitig ergänzen zu lassen und nicht durch eine Berrat an der anderen zu üben, wie das bei Nurpolitikern und Nurhistorikern allzu oft geschieht.

Dieses Vertrauen wird durch den mit einer fast zu lebendigen Sprachgewalt gemeisterten Inhalt des Buches glänzend gerechtfertigt. Nicht bestechende Zukunftsdeuterei und billige Rückwärtsprophetie sind erstrebt, die ganzen Darstellungen sind in den Zweck diszipliniert, die Ereignisse der Gegenwart aus ihrer blutenden Isolierung zu befreien, sie organisch in die großen weltgeschichtlichen Zusammenhänge einzufügen und dadurch das politische Urteil über das eigene Leiden hinauszutreten und durch die juckende Haut hindurch ins Herz der Dinge zu vertiefen. Dadurch gewinnen alle fünf Essays trotz ihrer strengen Gebundenheit in ein besonderes Thema allgemeine Bedeutung.

Das erste zergliedert das innere Verhältnis zwischen England und Frankreich. Durch sein Vordringen in die entwicklungsbestimmenden Anfänge ist es zu einer Musterdarstellung vom historischen Unterbewußtsein geworden. Aus der blutsverwandtschaftlich gebundenen Gegensätzlichkeit der beiden Nationen wird der dramatische Wechsel von Abneigung und spontaner Hilfsbereitschaft in den französisch-englischen Beziehungen geschichtspsychologisch erläutert. Diese Betrachtungsweise des Historikers bedenkt den Politiker, der im raschen Wellengang der Gegenwart unsicher wird, mit der Gewißheit, daß schließlich unter der stürmischen Oberfläche ein Bleibendes sich verankert hat und immer wieder die Herrschaft über die irrisierende Erregung gewinnt. Was Marcks hier vom steten Wiedererwachen der „Erbweisheit englischer Staatskunst“ bezeugt, darf allgemeinsten Geltung beanspruchen.

Das französisch-russische Gegenspiel von 1811 bis 1815, durch ein phantastisches Vorspiel der lauernden Freundschaften seit 1807 eingeleitet, entfaltet Marcks mit der ganzen Eindringlichkeit seiner geschichtlichen Diction und dem Glanz seiner Sprache zur nie fertiggespielten Welttragödie zwischen Westen und Osten, worin die unterbewußten westerbfeindlichen Widerstandskräfte der russischen Nation und die aktive Intelligenz westlichen Führerehrgeizes das treibende Moment bilden und Polen das Grundthema darstellt. Es hat seinen ungewöhnlichen Reiz, diesem aus gegensätzlichem Wesen geborenen Ringen zwischen Vorderasien und Endeuropa unmittelbar nach dem Nacherleben der europäischen Familientragödie England-Frankreich zu folgen.

In diese Aufgeschlossenheit für die Dynamik des innereuropäischen und des übereuropäischen Geschehens sind die Erörterungen über die Tiefpunkte des deutschen Schicksals — 1648, 1808, 1918/24 — gelegt. Hier, wo der nicht historisch fundierte Politiker vom Eigensten gepackt und ins Ungemessene fortgerissen würde, zeigt der politisch geschulte Historiker Marx seine achtunggebietende Unabhängigkeit. Wohl würdigt er Entwicklungen mit fruchtbarer Objektivität, wo sie nach fremden Interessen streben, um sie mit Anklagen zu geißeln, wenn sie auf deutsche Hoffnungen drücken, wohl zweifelt er, daß man für die deutsche Schicksalswende ähnliche machtpychologische Sünden verantwortlich machen könne wie für Napoleons Niedergang, aber dennoch anerkennt er, daß die Überstreckung des Maßgedankens und die Überweitung des Herrschaftsehrgeizes schon im Mittelalter das deutsche Reich zerstört hat, daß Deutschland „niemals eigener und reicher gewesen“, als in Zeiten der Demütigung. Diese Einsichten mißbraucht er nicht etwa zu einer billigen Parallelität, er stellt vielmehr fest, wie unendlich neu so vieles im heutigen Deutschland ist, daß es keine Vergleiche erträgt und wie unsicher und unberechenbar seine neue Staatspraxis sei; aber über diese zeitbedingten Besonderheiten hinweg greift er immer wieder ins zeitlose Allgemeine zurück und er schöpft aus ihm die historisch und politisch gleich bedeutungsvolle Warnung, daß ein Volk erst dann (aber auch sicher dann) seine Existenzberechtigung verwirkt hat, wenn es nicht mehr die Kraft besitzt, um trotzdem zu sagen.

Gleichsam den faustistischen Beweis dafür erbringt er mit dem Stück „Preußen als Gebilde der auswärtigen Politik“. Sein Beweisthema bildet die Behauptung von der staatenbildenden Macht der außenpolitischen Notwendigkeiten, sodaß ohne diese außenpolitischen Notwendigkeiten keine neuen Staaten entstehen und keine bestehenden Staaten gedeihen könnten. Aber Marx faßt diese Notwendigkeiten nicht im Sinne eines absoluten formenden Zwanges auf, wie die Klassizisten taten, ihm sind sie mehr nur ein Anreiz zu staatlichem Leben und Entfalten und das Wesentliche an seiner Darstellung bleibt schließlich das Bekenntnis zum Glauben an die Solidität des organischen Wachstums auch in der Entwicklung der Staaten. Darum ist für uns weniger befriktend, was er über den Trieb der nationalen Macht, den Drang, herauszukommen aus der Bedeutungslosigkeit, ausführt, als die ungewohnt feine Erklärung, warum das deutsche Reich nicht aus den großdeutschen Wünschen von 1848 werden, sondern nur durch die staatsrechtliche und politische Auseinandersetzung um den Kern Preußen sich bilden konnte. Dabei läßt Marx aber auch dem liberalen Idealismus der Paulskirche alle Gerechtigkeit widerfahren und er veranlaßt besonders dadurch ernste Gedanken über die tragenden Kräfte nicht nur des neuen Deutschlands, sondern der kontinentalen Staaten überhaupt. Daß ihn diese Erwägungen auf Bismarck zurückführen, ist begreiflich und es hat seinen eigenen Reiz, den hervorragenden geschichtswissenschaftlichen Deuter der Kanzlerpersönlichkeit beweisen zu sehen, daß eigentlich die politische Erhaltung des deutschen Reiches eine ebenso gewaltige Tat des Meisters war wie die Gründung selbst. Nicht ausgesprochen, aber in die Erwägung gerückt, ist der Gedanke, daß die erfolgreiche Politik eigentlich zu Ende war, als die deutschen Staatsmänner das deutsche Reich allzu sicher wählten und daher sich ins Universum überstreckten, anstatt wie Bismarck mehr ans deutsche Reich als an die weite Welt zu denken und dem Selbstschutz alle erzedierenden Gelüste zu opfern, sich um dieses Selbstschutzes willen anderen bei Gelegenheit sogar nützlich zu erweisen.

In der „Pfingstpredigt“, die das Buch beschließt, faßt der Historiker seine vier Einzelbetrachtungen zusammen; nicht zu einem begeisterten Glauben an die Zukunft, nicht zu einer finsteren Anklage wider die Vergangenheit, sondern zu einer weisen Mahnung an die Gegenwart, der Skepsis gegenüber skeptisch zu sein und den Wandlungskräften des Daseins, deren lebendige Freiheit sich durch die Geschichte manifestiert, zu vertrauen.

Wer das ganze Buch von großem Aufbau und voll innerer Spannung zu Ende gelesen hat, um es in sich nachwirken zu lassen, der wird mit seltener

Genugtuung anerkennen, daß sein Verfasser treu und unbirrt das geleistet hat, was er als Amt des Historikers bezeichnet: im Gang durch die Zeitalter hin die Mannigfaltigkeit der Geschichte und in und über dieser Mannigfaltigkeit die großen einheitlichen Kräfte, die sie beherrschen, gleichermaßen zu veranschaulichen. Der Dienst an diesem Vorjahe macht das Marx'sche Buch zu einem beziehungsreichen Werk voller Anregungen, die schließlich einer Leistung erst den objektiven Wert verleihen.

Hans Räschke.

Die Romantik und die Geschichte. Studien zur romantischen Lebensform. Von Kurt Borries. Deutsche Verlagsanstalt für Politik und Geschichte m. b. H., Berlin-W.

Die Romantik von einem Punkt aus als eine in sich geschlossene Bewegung zu deuten, erscheint schon deshalb unmöglich, weil ihre Subjektivität verschiedene Maßstäbe der Betrachtung bedingt. Auch eine darstellende Kritik, wenn sie philosophisch, und nicht bloß literarisch-philologisch sein will, ist nur von den Problemen eigenen Denkens aus möglich. Diese Voraussetzung erfüllt Borries, der in bald urbildlich erfaßter Terminologie, bald abbildlich gestalteter Ironie einen vortrefflich gegliederten geistesgeschichtlichen Überblick gibt. In der Zeichnung der historischen Hintergründe hält sein Gestaltungsweg die Grenzen strenger Wissenschaftlichkeit inne. Einzelnes herauszugreifen, hieße die große Linie der Darstellung unterbrechen, die Erlebnisfülle der Gesichte zerstören. Das äußere Gewand des fesselnden Werkes entspricht dem gediogenen Inhalt.

Friedrich W. Herzog.

Politische Romantik. Von Dr. Carl Schmitt, Professor an der Universität Bonn. Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig 1925.

Ein gelehrtes Buch, nicht ohne Umschweife: 26 Seiten Vorwort, 19 Seiten Einleitung, 27 Seiten Zeichnung der äußern Situation, 86 Seiten Darstellung der Struktur des Geistes und endlich 75 Seiten politische Romantik und romantische Politik. Dabei ist hervorzuheben, daß das Buch einem Bedürfnis der wissenschaftlichen Untersuchung entspricht. Anfangs 1919 ist es erstmals erschienen. Heute schon liegt die zweite, erweiterte Auflage vor, obwohl an den Leser gewisse Anforderungen gestellt werden.

Worte wie liberal, konservativ, radikal haben keinen absoluten, jedoch einen historisch feststellbaren Inhalt. Der Begriff der Romantik aber ist noch umstritten. Das Problem wird bei Behandlung vom Standpunkt der Politik aus nicht einfacher. Von Bedeutung für die Begriffsbildung ist die Schrift „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren“ von D. F. Strauß.

In den Mittelpunkt seiner Betrachtung stellt Schmitt die Figur des Berliners Adam Müller, daneben Persönlichkeiten wie Friedrich von Gentz, Friedrich Schlegel und den Berner Karl Ludwig von Haller. Er vermag wohl das harte Urteil, das oft über sie ergangen ist, durch eine sachliche Darstellung des Wesens der politischen Romantik, der Lebensschicksale ihrer Hauptvertreter und der Theorien derselben etwas zu mildern. Interessant sind die Vergleiche mit Burke, Joseph de Maistre, Chateaubriand, Bonald.

Die Romantik selbst wird auf das Prinzip eines subjektiven Okklusionismus zurückgeführt. Der Verfasser zeigt, wie die einfache Reihe des okklusionistischen Systems sich verwirrt durch Vermischung der einzelnen Faktoren mit romantischen Begriffen der Zeitphilosophie, wobei es eine rechtliche oder moralische Entscheidung nicht gibt und die Konsequenz mangelt.

Zum Typus des „romantischen Politikers“ werden der Student Sand, der Kozebue ermordete, und vor allem der unsterbliche Don Quixote gerechnet.

Auch aus solchen Spezialgebieten der wissenschaftlichen Behandlung politischer Probleme ergibt sich manche wertvolle Anwendung für die Gegenwart. Ein reiches Namensverzeichnis erleichtert das Studium des vorliegenden Werkes.

Walter Behl.

Die Vorgeschichte der Schleswig-Holsteinischen Erhebung von 1848. Von Johannes Brod. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1925.

Der Studie, die eigentlich als Habilitationssschrift gedacht war und die

bereits in zweiter Auflage erscheint, ist eine warme Vorrede von Max Lehmann vorausgeschickt, die eigentlich das meiste vorausnimmt, was eine kurze Anzeige des Buches dem Nichtfachmann sagen könnte. Der Verfasser ist 27jährig im großen Kriege den Helden Tod für sein Vaterland gestorben, und das rechtfertigt die von befreundeter Hand verfaßte lobende Vorrede durchaus, soll sie doch dem Menschen zuerst ein Denkmal setzen.

Wir haben es hier mit einer sorgfältig durchgeföhrten Studie eines Abschnittes aus dem Ringen Schleswig-Holsteins um Befreiung von dänischer Herrschaft zu tun. Insofern darf diese Arbeit als willkommenes Material zur Beurteilung der neuesten Lösung dieser Frage betrachtet werden, die bekanntlich wieder einen Teil dieses umstrittenen Ländchens an Dänemark verschenkt, gleichsam als ob auch da ein früher begangenes Unrecht gut zu machen wäre. Die Einzelheiten liegen uns natürlich sehr fern, der Anteil des Volkes selbst bei diesen Kämpfen scheint uns nicht hervorragend. Lebhafte tritt uns das alles ins Gedächtnis, wenn wir an Theodor Storm denken.

Zur Geschichte gehört eigentlich auch **Rens Benjamins Valentine oder al Foile démocratique**. Paris, A. Fayard & Cie. 1924, denn wir haben es viel mehr mit einer politischen Satire, denn mit einem Roman zu tun. Valentine, ein Buch, wobei man lacht und zum Denken angeregt wird, nennt ein Politiker im „Journal de Genève“ diesen Roman. Aufrichtig gesagt, er hat mich nicht oft zum Lachen gebracht, dagegen ist Vieles darin, worüber sich denken läßt, umso mehr, da man mit der französischen inneren Politik sehr vertraut sein muß, um dem Verfasser überall verständnisvoll zu folgen. Valentine soll die öffentliche Meinung darstellen, um die ein gewisser Petit-Du Paillis — der Verfasser selbst — vergebens wirbt, denn sie entwischte ihm immer wieder, bis er das Rennen aufgibt. Es finden sich gewiß sehr unterhaltsame und auch lehrreiche Stellen in diesem kaum Roman zu nennenden Buche; auf den Leser wirkt es aber ermüdend, sollte er gewillt sein, die 283 Seiten in einem Sitz zu verschlingen, wovon entschieden abzuraten. Hat der Leser von sich aus ein besonderes Vergnügen daran, das Tun und Treiben der berufenen französischen Staatsmänner zu verfolgen, so wird ihm ein Blick in das Buch Nutzen und Freude bringen. Der Verfasser selbst scheint mir nationalistisch gefärbt zu sein, und deshalb will mir seine Kritik am französischen Staatsleben wenig fruchtbar erscheinen, da sie die wunden Punkte kaum berührt und alles zu persönlich auffaßt, als ob das ganze Tun und Treiben nicht unter höheren Gesichtspunkten zu betrachten, sondern einem Marionettentheater zu vergleichen sei. Ich habe übrigens bei Franzosen vielfach eine Liebhaberei für ein romanhaftes Erfassen der Geschichtsvorgänge beobachtet, sie sind hierin gerne ein wenig Dumas. Ich muß doch noch bemerken, daß dem Verfasser ein Roman gutzuschreiben ist, nämlich Gaspard, worin der jargon des poilus reichlich verwendet ist.

Hans Schach.

Der Giftgas-Krieg.

Kultur- und Zeitfragen. Heft 18. Der kommende Gift-Gas-Krieg von Dr. Gertrud Wolter. (Ernst Oldenburg, Leipzig.)

Die phantasiebegabte Verfasserin hat im Auftrage der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit neuerdings den schon oft fehlgeschlagenen Versuch unternommen, der Welt das Gruseln zu lehren. Vor aller historischen Kenntnisse, ohne Einsicht in die Weltgeschichte, im Besitz einiger Kenntnisse in der Chemie, „tötet“ die Verfasserin wutschnaubend, in einem zum Teil recht saloppen Stil, den sog. Krieg. Sie stellt dabei über den Gas-Krieg Behauptungen auf, die als Ammen-Märchen für Große wohl ihren Zweck erfüllen, einem Sachverständigen aber nicht einmal ein Lächeln zu entlocken vermögen. Wenn die Verfasserin von Kriegsführung, Strategie ic. nichts versteht, aber trotzdem darüber redet, so gehört das zu den heutigen Modetorheiten emanzi-

pierter Frauenzimmer. Für das Studium des Giftgaskrieges empfehlen wir der angeblich in der Chemie sachverständigen Verfasserin das große Buch von H a n s - l i a n. Dort findet sie eine sachliche Darstellung. Auch die aus der Zeitschrift für experimentelle Medizin zitierten Abschnitte scheint sie nicht verstanden zu haben. Die Abbildungen sind entstellt. Wir raten der Verfasserin, die Ekklesiazusen von Aristophenes zu lesen, sie wird dort ihr Spiegelbild finden.

Eugen Birchler.

Handelsrecht.

Die Wirkungen des Indossamentes mit besonderer Berücksichtigung des schweizerischen Rechtes von Dr. jur. Konrad von Hospenthal, Luzern. Paul Haupt, Akademische Buchhandlung, vorm. Max Drechsel, Bern 1925.

Die Schweiz weist keinen Reichtum an handelsrechtlicher Literatur auf. Jetzt wird die Revision der Titel 24 bis 33 unseres Obligationenrechtes vorberaten, und eine Weltwechselordnung liegt im Entwurfe vor und harrt der Verwirklichung. Daher sind solche Arbeiten wie die vorliegende Verner Dissertation zu begrüßen. Es kommt ihr nicht nur akademische, sondern auch praktische Bedeutung zu. Sie bietet eine gute Übersicht und einlässliche Darstellung der Materie, enthält auch einige beachtenswerte Anregungen. — Der Departementsentwurf vom 27. Juli 1914 zur Vereinheitlichung des Wechselrechts und der Entwurf eines Bundesgesetzes betr. Revision der Titel 24—33 OR. (vom Dezember 1919) mit Bericht vom März 1920, verfaßt von Eugen Huber, wird berücksichtigt, dagegen nicht der zweite Entwurf zur Revision des OR. mit Bericht vom Dezember 1923, verfaßt von alt Bundesrat Hoffmann (Druck: August 1924).

Walter Behli.

„Geoökonomie“.

Geoökonomie, Einführung in erdhafte Wirtschaftsbetrachtung, von Arthur Dix, verlegt bei Oldenburg in München und Berlin, 1925. M. 3.50.

Der Leser, der erwartet hat, hier die Grundzüge einer neuen Wissenschaft zu finden, sieht sich getäuscht und legt das Heft unbefriedigt weg. Dix, der Verfasser einer „Politischen Geographie“ ist, kann aus der Haut des Wirtschaftsgeographen nicht heraus. Eine neue Zielsetzung entdecken wir in der Geoökonomie nicht; auch einer neuen Methode ermangelt die Schrift. Wenn Dix aus der Überbrückung von Raum und Zeit durch die neuesten Verkehrsmittel die Forderung ableitet, daß wir zu „globalem“ Sehen erzogen werden müssen, wenn er von der Wirtschaftslehre verlangt, daß sie nicht nachschaffend, sondern durch ein „Zurück zur Natur“ wegweisend sei, so sind diese Postulate weder originell noch überzeugend.

Wir haben das Gefühl, daß hier der Geopolitik ein Seitenstück gegenübergestellt werden sollte: dieses Pendant sieht denn auch gemacht aus. Ganz verfehlt sind die Angriffe auf die theoretische Sozialökonomie, die ihrer Aufgabe nicht genügt habe: die Aufgaben, die ihr Dix zuweist, sind Vorwürfe der praktischen Sozialökonomie. Und diese letztere, in glücklicher Verbindung mit der Wirtschaftsgeographie, hat keineswegs die erdhafte Wirtschaftsbetrachtung gänzlich negiert, wenn auch gesagt werden soll, daß sie unter den heutigen Verumständigungen der Weltwirtschaft vertieft zu werden verdient. Das Heft ist alzusehr aus dem Gefühle des Deutschen heraus, der in seinem Nahrungs spielraum erschreckend beeinflußt worden ist, geschrieben worden.

„Geoökonomie heißt: Wirtschaftliche Zielsetzung nach Maßgabe der natürlichen Boden- und Klimabedingtheiten unter Anwendung der wirtschaftlichen Energiefaktoren der vorhandenen Bevölkerung — auch der etwaigen Aussichten neu zuströmender Wirtschaftskräfte nach Maßgabe der geographisch-klimatischen Lebensvoraussetzungen.“ Mit dieser Zielsetzung läßt sich kaum ein Mehreres

schaffen, als schon da ist. Wir überlassen es Dir gerne, den Gegenbeweis durch die Tat zu bringen, insbesondere, als er ja die vorliegende Arbeit selbst als eine gedrängte Folge von Kapitelüberschriften und ersten Unregungen bezeichnet.

So unbefriedigend die Arbeit ist, sobald die Prätention mit unterläuft, eine neue Teilwissenschaft zu sein oder zu werden, so interessant und anregend sind alle beweisenden Ausführungen, wenn sie auch zuweilen kräftig extrem sind, wie z. B. in der Behauptung, weit wichtiger als der Streit um die soziale Struktur sei das Wissen um die Schäze der Erdkruste und ihre Verwertbarkeit.

Aber diese Bemerkungen verraten zu stark geopolitische Schule.

Hans Mettler.

Die forstlichen Verhältnisse der Schweiz.

Die forstlichen Verhältnisse der Schweiz. Herausgegeben vom Schweizerischen Forstverein. Zweite, umgearbeitete und erweiterte Auflage. Mit 5 Karten, 16 Tafeln in Kupfer-Tiefdruck und 24 Abbildungen im Text. 1925. Verlag Beer & Cie., Zürich. Gebd. Fr. 11., brochiert Fr. 8.—.

Der vier- oder vielmehr der neunjährige Krieg von 1914—1923 hat jeden auf die gewaltige volkswirtschaftliche Bedeutung des Waldes hingewiesen. Die Angst vor Holznot war groß und berechtigt. Aus einem holzeinführenden Land (1912 für 53 Millionen Franken) wurde die Schweiz vorübergehend unter dem Druck der Kompensationsleistungen zu einem bedeutenden Exportland. So wurde in den Jahren 1916—18 für zusammen 309 Millionen Franken Holz ausgeführt, namentlich nach Frankreich und dem waldarmen Italien. Mancher stolz auf freier Bergeshöhe erwachsene Baum verfam so in morastigen Schützengräben. In der Schweiz beträgt der jährliche Holzverbrauch pro Kopf der Wohnbevölkerung rund 1 m³, pro Haushaltung (deren es z. B. 1920 total 886,874 gab) 4,51 m³. Trotz wachsender Verwendung von Steinkohlen, Gas, Elektrizität, Eisen und Beton ist der Bedarf an Holz noch in stetem Steigen begriffen. Neben diesem Zweck der Versorgung mit Brennstoff und Baumaterial jeder Art haben aber unsere Waldungen auch noch den in Zahlen nicht darstellbaren, aber darum nicht minder bedeutenden Schutzzweck zu erfüllen und hygienischen, ethischen, ästhetischen Anforderungen zu genügen. Ja, was brauchen wir aufzuzählen! Jeder von uns liebt ja den Wald und kann sich ihn unmöglich aus unserer Landschaft wegdenken. Beim Worte „Natur“ schwebt uns unbewußt vor allem Wald vor. Dieses unschätzbare Gut und riesige Nationalvermögen ist aber nicht von Anfang an bis in alle Ewigkeit da als selbstverständliches Göttergeschenk — es will gehegt und gepflegt werden. Wie mancher möchte sich angeichts der gewaltigen Anforderungen und sogar Übernutzungen während der Kriegsjahre gefragt haben, wie lange der schweizerische Wald das auszuhalten vermöge und wie wohl das ihm entnommene Holz ersetzt werden könne? Oder andere möchten wissen, wie Forstwirtschaft entstanden ist und welchen Wandlungen sie unterworfen war. Der forstliche Beruf gar ist unserm Volke meist aus Jägerliedern und den Fliegenden Blättern bekannt. Was aber ist die Aufgabe des modernen Forstmanns? Auf solche und alle ähnlichen Fragen gibt klar das oben genannte, von Dr. Philipp Flury verfaßte, mit prächtigen Bildern geschmückte Werk auch dem Laien Auskunft. Es will ein Volksbuch sein und verdient es zu werden.

Karl Alfonso Meyer.

Zur geistigen und religiösen Krise der Gegenwart.

Wohl der berühmteste unter den Söhnen der Aufklärung war der deutsche Idealismus mit seinem Hauptpropheten Hegel. Der Philosoph Kant hatte dem menschlichen Erkennen und damit der Wissenschaft gewisse Grenzen gesteckt, jenseits dieser Grenzen fängt der Glaube an; Gottesbeweise gibt es nicht. Dagegen könne die Existenz Gottes auch nicht in wissenschaftlich verbindlicher Weise geleugnet werden und der kategorische Imperativ sei ein Absolutum;

wer ihn übertritt, tut es auf eigene Rechnung und Gefahr! Die Untersuchungen Kants waren eine Auseinandersetzung zwischen der Aufklärung und dem christlichen Glauben, in welchem Kant aufgewachsen war. Aber der deutsche Idealismus, sonderlich im System Hegels, hielt sich nicht in den Schranken, welche Kant aufgestellt hatte. Ihm ist die Welt entstanden durch „Entästherung“ der absoluten Idee. Das Hegelianische System, obwohl der preußischen Staatskirche und dem halbabsolutistischen und halbfeudalen preußischen Staate der politischen Reaktion (1815—1831) etwas angepaßt, war doch im Grunde pantheistisch und mündete aus in eine Selbstvergötterung des Menschen. Der Hegelianismus hatte drei Söhne. Der älteste, im ganzen wohlgeraten und zahlungsfähig, war der Liberalismus mit seinem politischen, religiösen, philosophischen und wirtschaftlichen Gedankengehalt. Etwas ungestümmer war der zweite Sohn, der Materialismus der Feuerbach, Moleschott, Karl Vogt, Büchner und Häckel. Des Hegelianismus dritter Sohn ist der Marxismus, der sich selbst „historischer Materialismus“ nannte und zur sozialdemokratischen Bewegung geführt hat. Alle drei Richtungen bedeuten eine Ablehnung aller geoffenbarten Religion.

Unser Schweizerland hat nun bald 100 Jahre unter dem Einfluß des Liberalismus oder des Freisinnns gestanden. Er hat sich u. a. in der Schule und zwar auch in der Volksschule ausgewirkt. Hundert Jahre sind eine hinreichend lange Zeit, um den Baum nach seinen Früchten zu beurteilen. Es hieße dem Liberalismus schwer Unrecht tun, wenn man leugnen wollte, daß er Großes geleistet hat, wenn auch nicht alle Fortschritte dieses Zeitraums zu seinen Gunsten zu buchen sind.

Und doch erfüllt heute ein großes Unbehagen die Menschheit. Nicht zwischen „Idealismus“ und Materialismus besteht der Gegensatz, sondern zwischen der geoffenbarten Religion einerseits und den Systemen, welche die Bibel und das Christentum ablehnen anderseits. Es besteht in weiten Kreisen, in marxistischen sowohl als in denen des Freisinnns, das Gefühl, daß man vielleicht in der Emanzipation von der positiven Religion zu weit gegangen sei. So haben denn die Herren Ludwig Köhler und Leonhard Nagaz, Professoren in Zürich, vor der pädagogischen Vereinigung des Lehrervereins Zürich sechs stark besuchte Vorträge gehalten über Fragen, auf welche die freisinnige Lehrerschaft vor 20 Jahren noch gar nicht eingetreten wäre. Diese Vorträge liegen vor in einem broschierten Buche von 132 Seiten. Das allgemeine Thema heißt: **Die heutige religiöse Lage und die Volksschule.**¹⁾

Die drei Vorträge von Prof. Köhler behandeln in gedrängter Kürze: 1. die Geschichte der Bibelwissenschaft, 2. die Wissenschaft vom Alten Testamente, 3. die Wissenschaft vom Neuen Testamente.

Die drei Vorträge von Prof. Leonhard Nagaz behandeln in der gedruckten Wiedergabe etwas ausführlicher: 1. Religionsunterricht und die Krise der Religion und der Kultur, 2. Katholizismus und Protestantismus und der Wiederaufbau der religiösen Kultur, 3. der neue Weg der religiösen Bildung.

Die zürcherische Lehrerschaft hat seit bald 100 Jahren unter dem Einfluß des Hegelianismus gestanden. Ein Teil derselben wird vom philosophischen, religiösen und politischen Liberalismus weiter abgerückt sein in die Gedanken-gebiete des Materialismus und des Marxismus.

Als Lehrer der Theologie sind Köhler wie Nagaz von Berufes wegen vertraut mit der Ideengeschichte der Menschheit, sie kennen den ungefähren Standpunkt ihrer Zuhörerschaft und sind demselben, sonderlich Prof. Köhler, so weit als immer möglich entgegengekommen. Die sechs Vorträge sind für den denkenden Leser aller Parteilager interessant, nicht nur für die, welche sich mit Religionsunterricht zu befassen haben, sondern für alle, die zu den religiösen und Weltanschauungsfragen der Gegenwart Stellung zu nehmen suchen. Die sechs Vorträge können vielleicht betrachtet werden als ein Symptom der Götter-dämmerung der Gegenwart. Bei der Lesung wird manches Fragezeichen oder

¹⁾) Herausgegeben von der pädagogischen Vereinigung des Lehrervereins Zürich.

Ausrufzeichen an den Rand gemalt, manche Stelle unterstrichen und der Leser wird manchesmal zustimmend oder mit Protest zum Gedanken Stellung nehmen. Prof. Köhler insbesondere ist seiner Hörschaft noch weiter als auf halbem Weg entgegengekommen. Er spricht häufig von dem „alten Dogma“, weniger aber davon, daß auch der Hegelianismus seine Dogmen hat, und daß noch zu untersuchen bliebe, welches System den massiven Glauben erfordert; denn Unwahrrscheinlichkeiten trifft man in allen Systemen an. Und er stellt sich die „fromme Leidenschaft“ auch gar vor; er scheint in dieser Beziehung betrübliche Erfahrungen gemacht zu haben. Als ob der gläubige Christ, der in der Bibel Alten und Neuen Testaments das „Wort Gottes“ zu vernehmen glaubt, nicht dankbar wäre für die mühsame Vereinigung der Lesarten, für richtige Übersetzung, für objektiv wissenschaftliche Untersuchung der Entstehung der biblischen Bücher, für die welthistorische Einstellung der Geschichte des Monotheismus. Freilich, damit wäre der Bibelgläubige nicht einverstanden, wenn es die Forschung darauf abgesehen hätte, den Glauben an die „Offenbarung“ überhaupt zu untergraben. Auch wäre es bemühend, wenn man ob lauter Bibelkritik versäumen sollte, die Bibel selber zu lesen;²⁾ oder wenn man den „Laien“ die Lesung dieses Buches verleiden wollte. Hat es doch schon Theologen gegeben, welche behaupteten, Paulus habe den Galaterbrief nicht geschrieben, oder Jesus von Nazareth sei nur eine Mythengestalt und habe nie gelebt. Was Köhler Seite 37 als das Herzstück des Neuen Testaments bezeichnet, daran glauben wir ja auch. Aber es ist im Grunde auch der Glaube der Juden und des Islam.

Professor Ragaz hatte sich noch eine viel schwierigere Aufgabe gestellt. Er gräbt tief und spricht zum Herzen, aber seine positiven Vorschläge betreffend den Religionsunterricht befriedigen nicht. Ragaz würde am liebsten das Fach der „Religion“ vom Lehrplan streichen, wenn — ja wenn dafür aller Unterricht im Geiste Christi erteilt und vorgelebt würde! Eine solche Konfessionslosigkeit der Schule ließen wir uns auch mit Dank und Freude gefallen. Nicht Religionsunterricht möchte Ragaz in der Schule haben, sondern Religion. Solch paradoxe Aussprüche finden sich in allen drei Vorträgen von Ragaz. Sie rufen ernsten Gedanken und richten sich nicht nur an Religionslehrer geistlichen oder weltlichen Standes, sondern auch an alle, welche zur konfessionslosen oder zur Bekenntnisschule ein Wort zu sagen haben. Gerne würden wir auf Einzelnes eingehen, wäre es auch nur in Form einer Sentenzensammlung. Wir möchten nur wünschen, die Vorträge von Ragaz möchten reiche Frucht tragen oder sie möchten ein Zeichen sein der Umkehr unseres Volkes zu einer ernstern, weniger verweltlichten Lebensauffassung.

Christian Gerber.

* * *

Daß unsere abendländische Kultur, deren Ende zwei von so verschiedenen Seiten kommende Geister, wie Spengler und Klages, voraussagten, nicht nur aus östlicher, speziell indischer Literatur die Weisheit zu retten sucht, die dem grauenhaften Dunkel im Westen Ausweg und Licht werden soll, sondern, daß auch auf westeuropäischem Boden starke und bedeutsame Impulse vorhanden sind, von denen aus die Erneuerung europäischen Menschentums und dessen Höherentwicklung vor sich gehen kann, beweist das Buch Hans Mühlsteins: **Rußland und die Psychomachie Europas** (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1925). Der unaufhaltsame Strom indischer Weisheit, der sich als Philosophie oder Literatur über Europa ergießt, und dessen unerhörte Macht — man braucht zum Vergleich nur an den ungeheuren Aufwand christlicher Mission und an sein Scheitern zu denken — nur die Ohnmacht der Kirche zu leugnen sucht, hat uns namentlich durch seinen berufensten Deuter, Hermann Kehserling, gelehrt, daß unsere Krise in dem alleinigen Glauben an die Tatsachen, ohne Verständnis für ihren Sinn, und in der Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts, die Wissen, aber nicht immer Verstehen war, bestand. Kehserling

²⁾ B. B. Jesekiel 34!

hat den Unterschied östlicher und westlicher Weisheit dahin zusammengefaßt, daß er dem Osten das Verstehen, dem Westen das Wissen zuteilt. Diese Erkenntnis dämmert heute an vielen Orten, ein Leonard Nelson, ein geistreicher Entgegner Spenglers (Spuck, Leipzig 1921) oder der Dichter Fritz von Unruh sind, wie viele unserer Zeitgenossen, von dieser Wahrheit beseelt. Mühlestein sucht nun im besonderen unsere Krise zu verstehen, indem er eines ihrer typischen Symptome, den Bolschewismus, eingehender analysiert, ihn aber im übrigen nur als eine besondere Erscheinungsart westeuropäischer Zersetzung betrachtet. Daher der nicht gerade sehr günstig gewählte Titel des Buches, der uns mit viel geringeren Erwartungen an das Buch treten läßt, als dessen tatsächlicher Inhalt es beanspruchen darf. Im Gegensatz zu Spenglers und Klages' Pessimismus zeigt Mühlestein den Ausweg; er ist Chiliasm, will sagen von der glühenden Überzeugung und dem festen Glauben an ein „drittes Reich“ beseelt. Zwar hat sein Chiliasmus seine Wurzeln im Urchristentum geschlagen, aber es ist nicht der Chiliasmus, wie ihn die Kirche lehrt. Dieser Glaube, die Hoffnung, daß ein aus dem Diesseits in die Welt des „Fleisches“ brechender Gott alles Erdenhafte überwinde und so die Ewigkeit auf Erden errichte, ist hier abgewandelt in einen diesseitigen Glauben, dessen Überzeugung die Zuversicht der Höherentwicklung der Menschheit, auch unserer westeuropäischen, ist. Über dieses „dritte Reich“, an das Mühlestein glaubt, wird nicht durch eine jenseitige Macht, sondern ganz allein durch die Gestaltung des Gottes, der in uns selbst ist, herbeigeführt; sein Glaube ist das Bewußtsein der göttlichen Berufung jeder einzelnen Menschenseele, Glaube an den heiligen Sinn alles Lebens, der trotz aller Realität, die hier nicht verachtet und vor der keine Weltflucht nötig ist, siegen muß. Aus der Lebensfülle heraus muß aus unserem Innern Gott hervortreten, das verachtete Gesetz der Mütter wieder auferstehen. Dies ist Mühlestiens Chiliasmus. Er ist bei ihm keine Überzeugung, mit der er unsere Welt zu erklären versucht, er ist kein System, dem die Erscheinungen der historischen Welt untergeordnet werden sollen. Mühlestein ging von der Geschichte, die er in ungeheuer führer Weise sah, aus, rang sich durch ein positives und bejahendes Verhältnis zur protestantischen Kirche durch, zu einer leidlich verneinenden Stellung jeder Kirche gegenüber (wie sein 1917 erschienener Aufsatz im Juniheft der Monatsschrift „Die Tat“ beweist, abgedruckt auf Seite 187). Daß die Kirche in dem Weltgeschehen der letzten Jahre, sowie in der Geschichte überhaupt endgültig gezeigt hat, daß sie ihre eigentliche Berufung der Höherentwicklung der Menschheit nicht durchzuführen vermochte und somit auf der ganzen Front des historischen Geschehens versagte, ist eine fast allgemeine Wahrheit geworden, an der niemand zu zweifeln vermag. Die moderne, deutsche Literatur ist angefüllt von Anspielungen dieser Art, aber auch auf dem Boden des ältesten Sohnes der Kirche ist der Missbrauch der Kirchenmacht, der einer der großen Komponenten war, die fast alle Kriege seit der Reformation bestimmten, erkannt worden. Hat nicht erst vor einigen Monaten Herriot den Kampf für die absolute Trennung der Kirche vom Staate geführt, weil, wie er sich diplomatisch ausdrückte, „der Clerikalismus geschickt die Politik mit der Religion vermengen“? Und ist dieser Ausspruch im Grunde nicht das gleiche, was auch Mühlestein herleitet, nur mit dem Unterschiede, daß er die ganze Entwicklung der Kirche seit ihren Urranfängen verfolgt und mit historischer Sachlichkeit durch die Jahrhunderte schreitet. Freilich das letzte Wort über dieses Buch kann hier nicht gesprochen werden, denn Fragen, wie die, ob die Apokalypse wirklich von Johannes Chrysostomus (395 n. Chr.) verfaßt worden ist, wie Mühlestein nach dem Buche des Russen Nik. Morosow annimmt, eine Lehre, welche meines Wissens von der gelehrt Theologie lediglich als Curiosum behandelt worden ist, muß letzten Endes der Forschung anheimgestellt werden. Die Frage ist aber, wie andere, für den großen Ideengang des Buches irrelevant. Das Buch hat das Ziel, der uneingeschränkten Wahrheit zu dienen und kann durch die Verbesserung kleiner Irrtümer nur gewinnen.

W alther Eduard Geßner.

* * *

„Deutsche Jugend und östlicher Geist“ nennt Wilhelm Worringer den Abdruck seines Vortrages „Der osteuropäische Mensch“.*) In sehr knappen Umrissen soll ein Bild östlicher Gedankenwelt gezeichnet werden. Slaven und Asiaten, dazu noch Semitentum, das mit ostjüdischem Geist gleichgesetzt wird, werden zu dem „großen, einfachen“ Begriff einer angeblich gemeinsamen Kultur des Ostens zusammengefaßt. Es wird dem Leser schwer, diese verschiedenen Kulturfreise, die ihm hier als etwas Einheitliches angeboten werden, auf einen anderen gemeinsamen Nenner zu bringen, als den der Andersartung vom Standpunkt des Deutschen aus gesehen. Daher soll ein Spiel mit dem Wort Morgenland-Orient das Dämmerhafte und Unklare dieses Begriffes rechtfertigen. Mystizismus, metaphysische Gebundenheit, Aufgehen des einzelnen Menschen in der „Allheit“ sind die Kennzeichen dieses Ostbegriffes, dem der Glauben an die Bedeutung der Persönlichkeit und ihre Möglichkeiten als Zeichen ökzidentaler Auffassung gegenüberstehen. Mit dem jüngst vielgebrauchten Spittelwort „wie ist die Welt so klein, wie ist der Mensch so groß“ hätte Worringer seine Ökzidentalkultur kurz charakterisieren, mit der Umkehrung dieses Zitats das Wesen seines Ostbegriffes umschreiben können. Die Deutschen nun und in Sonderheit die deutsche Jugend, die sich enttäuscht von Europa, vom Westen, abgewandt haben, sind im Begriffe, sich mit dem Osten auseinanderzusetzen, ja sich an ihn zu verlieren. Vor der Gefahr dieses Versinkens in östlicher Kultur will Worringer warnen. Die Hoffnung des Deutschen ist, im Gegensatz zum Osten ebenso wie zum Westen in der Zeit stärkster politischer und kultureller Erschütterung endlich „ein deutsches Wesen“, ein eigenes Ideal zu schaffen, das es bis heute noch nicht gibt! Seine Ausführungen will Worringer aus der Gelegenheit einer Vortragsreihe über kulturelle Tagesfragen verstanden wissen. Auf die Anpassung an eine „anspruchsvollere Akustik“ hat er bewußt verzichtet. Daß sich für den Hörer außerhalb dieses primären akustischen Bereichs die Möglichkeit des Mizklangs bei solchem Vorgehen eröffnet, ist bekannt. Für meinen Platz hat sie sich erfüllt.

R o s e.

Literarische Neuerscheinungen.

Gottfried Kellers Leben. Mit Benutzung von Jacob Baechtolds Biographie, dargestellt von Emil Ermatinger. Mit einem Bildnis. 6. und 7. Auflage.

Stuttgart und Berlin, 1924. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Die anmutige und angenehm sich lesende Biographie Baechtolds erfuhr durch Ermatinger nicht etwa bloß eine feilende und ergänzende Überarbeitung, sondern eine ebenso gründliche als umfassende Umgestaltung, wobei der Urtext keineswegs geschont, sondern den persönlichen und wissenschaftlichen Bedürfnissen des jüngeren Literaturhistorikers geopfert wurde. Wir bedauern dies keineswegs, so sehr uns Baechtold lieb geworden war; denn eine Neubearbeitung, welcher so viel neuer Stoff zufloß, wie es hier der Fall ist, mußte wiederum die Kenntnisse und Auffassungen, sowie die Persönlichkeit des neuen Bearbeiters spiegeln, wenn sie nicht auf den stärksten Reiz literaturhistorischer Darstellung verzichten wollte.

Sie ist nicht mehr das „einfache Buch“, welches Baechtold vorschwebte, sondern ist ausgerüstet mit den reichen Ergebnissen der neuesten Keller-Forschung und gründlich durchsetzt mit der ästhetischen, psychologischen und philosophischen Technik, welche an dem neuen Darsteller gerühmt wird und dem zumeist überlieferten Stoff eine völlig neue, selbständige Form verleiht.

Diese äußert sich nicht etwa nur darin, daß nun der erste Band („Das Leben“) ein einheitliches Ganzes bildet, während die beiden folgenden, mit Bildern von Hitz und Stauffer, in 5. und 6. Auflage die innerlich reichen und köstlichen Briefe bergen; sondern vielmehr darin, daß Kellers Leben und Wirken einer neuen Betrachtungsweise unterworfen wird, welche zu einer klar-

*) Wilhelm Worringer: Deutsche Jugend und östlicher Geist. Verlag F. Cohen, Bonn 1924.

legung von des Dichters Entwicklung aus Charakter und Verhältnissen, sowie zur Herausbildung seiner Weltanschauung aus dem Wechsel der Stimmungen und Erlebnisse führt.

Die Urkraft, welche wir an Keller bewundern, wird uns biologisch enthüllt, und an Stelle von Baechtolds Verhältnis zur Person, das gelegentlich zu schiefen Urteilen führte — man denke nur an die Bestreitung von Kellers Wohlwollen! —, tritt das Verhältnis Ermatingers zur dichterischen Persönlichkeit, die nun zufolge mannigfaltiger Forschung noch mächtiger geworden ist. Daher stammt denn wohl auch der wärmere Ton, ja, die Begeisterung, welche die sachliche Darstellung erfüllt. (Man schlage daraufhin etwa die Kapitel „Die Anfänge der Erzählungskunst“, „Gärungen und Bildungskämpfe“, „Der freie Schriftsteller“, „Die zweite Fassung des Grünen Heinrich“ nach.) Und wenn diese beim Leser mehr ästhetische Bildung, Urteilsschärfe und Konzentrationsfähigkeit voraussetzt als das Baechtold'sche Werk, so ist sie deswegen nicht etwa vollgepfropft mit gelehrteten Ausführungen, sondern für jeden Gebildeten verständlich und fassbar. Die Persönlichkeit des Literarhistorikers spricht fesselnd aus Ermatingers Darstellung und gibt dem alten Buche neues Leben.

Dah̄ dieses große Werk, das gegen 2000 Seiten umfaßt, seit 1915 trotz des Weltkrieges bereits in 7. Auflage erscheinen kann, zeugt deutlich für das ernsthafte Interesse, welches unsere Zeit dem Dichter wie seinem Biographen entgegenbringt. Dürften wir einen Wunsch für kommende Auflagen vorbringen, so wäre es der nach einer weiteren Ausgestaltung des Kapitels über den Menschen Keller.

Adolf Vogtlin.

Schweizer Bibliothek, herausgegeben von Robert Jakob Lang. Zürich. Verlag von Edwin Furrer.

Es ist wohl selbstverständlich, daß eine Schweizer Bibliothek rot und weiß gebunden und mit dem Schweizer Wappen sich empfiehlt, denn woher sollten wir es sonst wissen, daß wir es hier mit besonderer schweizerischer Eigenart zu tun haben? Eine Besprechung in der „Neuen Zürcher Zeitung“ hat schon darauf hingewiesen, daß die Ausstattung des Buches wohl nicht endgültig sein dürfte, jedenfalls macht sie auf Dauerhaftigkeit keinen Anspruch. Ich möchte dem Unternehmen eine größere Verbreitung wünschen, ganz besonders in der welschen Schweiz, frage mich aber, ob der nicht gerade niedrig gehaltene Preis dem nicht hindernd entgegensteht. Die Bibliothek beginnt mit dem sehr lustigen Roman von Felix Möschlin, dem zuliebe man sich wohl die drei ersten Bände anschaffen wird. Man wird dabei sehr an Tschechoff und Dostojewski erinnert, was dem Verfasser nicht zur Unehrre gereicht. Mit dem Roman bekommt man noch allerhand Sachen geschenkt, eine idyllische Geschichte der preisgekrönten Nanny Escher, eine Novelle von Robert Jakob Lang, mit einem tragischen Ausgang, der noch gut zu werden verspricht, wenn das Lächeln des in die Kissen zurück sinkenden Lehrers nicht sein allerletztes sein soll, und eine wirklich heitere Geschichte von Lisa Wenger, die uns Alten allerdings damit ins Gewissen reden will. Am Ende kommen historische Studien und Allerlei aus Welt und Leben. So wirkt die Schweizer Bibliothek belehrend und erheiternd, wie die allbekannte Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, deren ungezählte zerlesene Bände immer noch mit Vergnügen an einem Regentage aus dem Bücherschrank eines Berghotels hervorge sucht werden. Allerdings haben wir es bei unserer Bibliothek mit Eigengewächs zu tun, und da darf man nicht allzu kritisch zufahren. Ob es möglich sein wird, den jahrelangen Bedarf bloß mit Reinkulturen zu bestreiten? Schon greifen wir im zweiten Band auf ältere Jahrgänge zurück und genießen wieder einmal den Hans Dampf in allen Gassen von Heinrich Zschokke. Liegt seiner Auferweckung gewollte neue und neueste Satire zu Grunde? Der Herausgeber deutet so etwas an, obgleich er, wozu denn?, eine Warnungstafel angebracht haben will. Waadtländer Leser dürfen sich an den „Zwei Schweizer General-Gouverneure von Kanada“ ergötzen, denn der Name Haldimand hat in ihren Landen einen guten Klang. Glaubt einer nun schon zu wissen, woher der Regen kommt und ob man einen Igel vergiften kann, so findet er auch darüber in der Schweizer Bibliothek Belehrung.

Die kleinen schmucken Bändchen aus der Sammlung „**Die Schweiz im deutschen Geistesleben**“ bedürfen wohl kaum einer rühmenden Anpreisung. Wer sich über die Mundartdichtung der deutschen Schweiz orientieren will, der findet in O. v. Grevy, dem Verfasser des 33. Bändchens, einen wohlunterrichteten und für die Sache begeisterten Führer, so daß einem ordentlich der Mund wässert nach all den schönen Sachen, die sich in der Heimatsprache ausdrücken. Das müßte man sich aber vorlesen lassen und dann immer von einem, der gerade in diesem Dialekte zu Hause ist. Daß man uns in Band 34 einmal mit Julie Bondeli in nähere Verührung bringt, empfinden wir als ein dankenswertes Geschenk, denn wir kannten sie ja nur aus den bekannten Worten Wielands: „Es ist ein erschreckendes Mädelchen, diese Bondeli. Sie redete zu mir in einem Zuge von Plato, Plinius, Cicero, von Leibniz, von Aristoteles, von Locke, von rechtwinkligen und gleichschenklischen Dreiecken, und — ich weiß nicht mehr, sie redete von allem . . . sie hat Geist, Kenntnisse, Belesenheit, Philosophie, Geometrie, sphärische Trigonometrie, wenn Sie wollen.“ Wenn nun Wieland damit schließt, daß er die einfältigen, unwissenden Weiber leben läßt, so hat er allerdings in Augsburg das Gänstchen gefunden, das ihm viele Kinder schenkte und in dreißigjähriger Ehe vor allen andern Anfechtungen der Liebe bewahrte. Wir bekommen von Lilli Haller eine anziehende Schilderung von der gelehrten Bernerin, die wir uns nach dem Titelbild nun freilich nicht so kränkelnd vorzustellen vermögen. Die Studie über Julie Bondeli ist eine wertvolle Ergänzung unseres Wissens. Die von Albert Fischli ausgewählten **Schweizer Balladen** geben uns ein ungeahntes Bild von dem kräftigen Schaffen der Schweiz auf diesem Gebiete. Jeder Lehrer des Deutschen darf sich freuen, diese Schmuckstücke vaterländischer Dichtkunst so handlich zusammengestellt zu finden. Robert Faësis gedrängte und doch gehaltvolle Darstellung des **Lebens und Wirkens von C. F. Meyer** dürfte aus demselben Grunde viele Liebhaber finden. Näher darauf einzutreten, müssen wir uns des Raumes wegen verbieten, das Bändchen (No. 36 der Sammlung) bedarf dessen nicht mehr. Wir wollen ja auch nicht Bücher über Bücher schreiben.

Hans Schach.

Über bildende Kunst.

Die schöne alte Schweiz. (Die Kunst der Schweizer Kleinmeister.) Herausgegeben von Dr. R. Nicolas und Dr. A. Alipstein.

Der Montana-Verlag (Zürich und Stuttgart) hat sich die schöne und verdienstvolle Aufgabe gestellt, in einem Werk, das in sieben Lieferungen mappenweise erscheint, die Beduten- und Prospektmalereien, die in unserem Lande in dem letzten Drittel des achtzehnten und dem ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts erschienen, zu reproduzieren und mit einem ausführlichen Text zu versehen.

Die Geschichte dieser Kleinmeister zu verfolgen, ist äußerst reizvoll, und wenn es sich auch nicht um große Kunstwerke handelt, so vermögen uns doch diese Landschaften, Gebirgsdarstellungen und Trachtenbilder den intimen Reiz schweizerischer Gegenden und die freudige Anteilnahme an der Natur, wie sie das achtzehnte Jahrhundert propagierte, lebendig nahe zu bringen. Gerade heute erwacht aus dem trostlosen Grau der Fabriken, der notwendigen Verunstaltung der Landschaft durch die Technik, wieder der Wunsch nach der Ungebundenheit und Unberührtheit menschlichen Daseins und Lebens. Wenn die Naturbegeisterung im achtzehnten Jahrhundert Jubel und Genuß der Freiheit von dem mittelalterlichen Misstrauen den Gaben der Natur gegenüber war, so ist sie heute Sehnsucht nach dem ruhigen, versöhnlichen und ausgleichenden Einfluß ungebundenen Lebens. Aber in doppelter Hinsicht sind diese Bilder zeitgemäß. In dem Jahrhundert der Maschinen gewinnt die Kunst und das persönliche Schauen wieder einen ganz besonderen Wert. Diese Beduten, die heute auf dem Kunstmarkt fast unglaubliche Preise erzielt haben, sind eben

wieder wertvoll geworden. Einmal geben sie uns den Zauber der Naivität, der uns auch heute die einst als läppisch beurteilten Idyllen Salomon Gessners wieder näher rückt, dann aber sind sie schweizerisch und sagen uns darum besonders viel, weil sie die gesunden und einfachen Empfindungen einer Rasse, die sich im wesentlichen seit ihrem Bestehen gleich geblieben ist, spiegeln.

Auch die praktische und ungezierte Art, in welcher der Maler Aberli (1723—1786) ein Vervielfältigungsverfahren seiner Prospekte durch Umrißstich und Ausmalen mit der Hand erfand, und darin in Freudenberger, Dunker, Dinkel, Biedermann, Birmann, König, Lory Vater und Sohn, Wolf, Moritz und Wezel u. s. w. Nachahmer fand, kann uns als schweizerisch gelten.

Walther Eduard Gessner.

Ernst Kreidolf, Bergblumen. Zweite Folge. Rotapsel-Verlag, Erlenbach-Zürich.

Eine besonders reizvolle Freude, den Blumenmeister Kreidolf bei der ernsten Unterhaltung mit seinen Lieblingen zu belauschen! Und er nimmt sie ernst, seine Blumenpersonen, geht innig ein auf ihre Eigenart und Eigenwilligkeit und ruht nicht, bis er eigenstes Gehaben und Wesen jeder einzelnen heraus hat. Welcher andere tut ihm das heute nach? Doch den Respekt vor dem zeichnerischen Können weckt erst die Überlegung. Zunächst einmal vergisst man vor diesen Blättern überhaupt, daß sie mit Stift und Pinsel „gemacht“ sind; man staunt nur immer den Farbenprunk, den Formenschwung, die Ausdrucksfülle dieser Pflanzenkörper an, aber eben durch die Augen des naturnachschaffenden Künstlers. Daß diese Bilder den Botaniker und den Kunstmäzen gleichermaßen entzücken, ist eigentlich der zuverlässigste Prüfstein für ihren Wert. Und nebenbei ist man auch erfreut, liebe alte Bekannte aus Kreidolfs Märchenbüchern gewissermaßen in ihrem Alltag wieder zu erkennen. So gewissenhaft, so hingegessen hat dieser meisterliche Märchenzauberer seine Blumen in ihrem ganzen Sein erst sorglich umtastet, ehe er daran ging, sie in seine Traumgärten zu verpflanzen! Und diese Blätter geben denn auch viel mehr als Studien, bloße Formübungen, die eines starken Kämers Hand weisen, sie atmen alle warmes Leben.

Das Format dieser neuen (zweiten) Reihe ist größer gewählt, die Nachbildung womöglich noch sorgsamer ausgeführt, die schützende Mappe noch gediegener als bei der ersten geworden. Und wenn wir bedenken, zu welch bescheidenem Preis man solch ein kostliches Bildblatt in die Hand bekommt, dürfen wir auch dem Verlag gegenüber mit Anerkennung nicht kargen. Sie wird sich wieder rasch durchsetzen, die prächtige Siebenzahl, wozu das gedankenvolle Vorwort des Kreidolfskenners Fraenger sicher das seinige beiträgt.

N. B.

Mitarbeiter dieses Heftes:

Tell Schultheiß, Küsnacht/Zh. — Theodor v. Sosnowsky, Wien. — Prof. Alfred Stern, Zürich. — Pfarrer Eduard Blocher, Zürich. — Dr. med. G. Hermann Müller, Bern. — Prof. Otto v. Greherz, Bern. — Max Trmiger, Bern. — Dr. Hans Dehler, Zürich. — Dr. Helmut Ammann, Aarau. — Adolf Bähler, Fürsprech, Belp. — Dr. phil. Karl Günther, Aarau. — Dr. jur. Peter Hirzel, Zürich. — Christian Gerber, Bern. — Dr. jur. Hans Raschle, Baden. — Friedr. W. Herzog, Basel. — Walter Beyli, Fürsprech, Aarau. — Prof. Dr. Hans Schacht, Lausanne. — Dr. med. Eugen Bircher, Aarau. — Dr. Hans Mettler, Redaktor, Wattwil. — Karl Alsons Meyer, Kilchberg. — Dr. Walther Eduard Gessner, Basel. — Dr. med. Rose, Basel. — Dr. Adolf Böttlin, Zürich. — Arnold Büchli, Aarburg.

Berantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Dehler. Schriftleitung: Zürich, Steinhaldestraße 66. — Druck, Verwaltung und Versand: Gebr. Leemann & Co., A.-G., Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsberechte vorbehalten.